
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 124. Bromberg, den 4. Juni 1937

Lilian's indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland

1. Kapitel.

Der Landungsoffizier schlug den Paß auf. Seine geschulten Augen lasen:

Martin Lambertz / Geboren: 11. 5. 1904 / Übermittelgroß / Haarfarbe: dunkelblond / Farbe der Augen: braun / Besondere Kennzeichen / Narbe über dem linken Auge / Beruf: Großkaufmann / Heimatort: Hamburg / Wohnort: Bombay.

Sein prüfender Blick glitt vergleichend von der auffallend gut gelungenen Photographie zu dem Inhaber des Dokuments. Er grüßte dankend: „Allright Sir".

Lambertz ging als erster der angekommenen Passagiere durch die Kontrolle des Londoner Flugplatzes Croydon.

Während er beim Zoll auf Abfertigung wartete — er trug nur eine kleine Reisetasche und eine Aktenmappe bei sich — warf er noch einen Blick auf die große schnelle Junkersmaschine, die er im letzten Augenblick nach einer wilden Autofahrt in Hamburg erreicht hatte. Teufel, das war ein fabelhafter Flug gewesen! Ein spätes wildes Herbstgewitter hatte sie noch in der ersten Hälfte erreicht, ein grandioses Naturschauspiel.

Als er den Ausgang erreichte, sah er sich suchend um. Hotelautos und Privatwagen, nirgends aber der etwas schäbige Whoolsley, den er zu sehen erwartete.

Auch unter den wartenden, herumstehenden Leuten, die gekommen waren, um Freunde abzuholen oder herzubringen, entdeckte er nirgends die schlanke große Gestalt des Mannes, um dessentwillen er — anstatt bequem von Hamburg nach Marseille zu fahren — diesen gänzlich unvorhergesehenen Umweg über London gemacht hatte, der ihm zudem noch den letzten Tag seines Europaurlaubs gekostet und seiner alten Mutter Tränen der Enttäuschung über die vierundzwanzigstündige Verkürzung seines Aufenthaltes entlockt hatte.

Er drehte sich bei dem Gedanken an die alte, kleine, weinende Frau kurz auf den Hacken herum und ging ein paar Schritte zurück und in das Telegraphenbureau hinein.

Seine Mutter war altmodisch und ängstlich genug, um Flugzeuge für eine Erfindung des Teufels zu halten. Und er wußte, daß sie sehnsüchtig auf die Depesche wartete, die ihr seine sichere Ankunft meldete. Hinaustretend, hielt er wiederum Umschau. Nirgends war Hubert zu sehen.

Vielleicht hatte er sich verspätet, vielleicht sein Telegramm nicht zur Zeit erhalten.

Dann fiel ihm ein, daß Hubert im Restaurant auf ihn warten mochte, und obgleich er diese Idee sofort als unsinnig verwarf, entschloß er sich trotzdem hineinzugehen, denn an diesem Platz würde ihn der Freund am ehesten suchen, sollte er sich wirklich verspätet haben.

Die Halle war leer bis auf einen einzigen Gast, einen großen, dunkelhaarigen Mann, der bequem hingerekelt, eine französische Zeitung auf den Knien, in einem Sessel saß.

Er blickte auf, als Lambertz eintrat und sah ihn scharf an. Für einen Augenblick durchzuckte Lambertz der Gedanke, daß dieser Mann als Abgesandter Huberts erschienen sein mochte, um ihn in Empfang zu nehmen. „Good morning", sagte er im Vorbeigehen, um dem Fremden Gelegenheit zu geben, ihn anzusprechen, aber der antwortete nicht und schlug die zusammengefaltete Zeitung umständlich auf. Lambertz nahm es als Abweisung und öffnete die Tür zum Restaurant, das ebenfalls nur spärlich besucht war. Sein Blick fiel auf die ihm gegenüber hängende, elektrische Uhr und er lächelte belustigt und spöttisch in sich hinein — um diese Stunde war der Ausschank von Alkohol und Spirituosen in England verboten — komische Leute.

Er setzte sich und bestellte einen Kaffee, der wie fast alle Kaffees in England schlecht war und nach Abwaschwasser schmeckte. Er schnitt eine Grimasse. Das hatte er nun glücklich bei seinem sechsmonatigen Aufenthalt in Deutschland vergessen.

Er winkte die Kellnerin herbei und bat sie um eine Tasse Tee. Und trotzdem er seit Jahren in englisch sprechenden Ländern lebte, verriet sein Akzent ihn als Deutschen und das Mädchen stolz auf seine internationale Bildung, antwortete ihm in seiner Heimatsprache.

„Hören Sie", sagte Lambertz, „es kann sein daß ein Telephonanruf für mich kommt, ich erwarte, abgeholt zu werden . . ." Er nannte ihr seinen Namen, den sie zu behalten versprach.

Noch einmal durchschritt er die gesamten Räume — von Hubert keine Spur. Er zog das am gestrigen Tage erhaltene Telegramm aus seiner Tasche und überflog noch einmal den kurzen Text:

„Erbitte dringend sofortiges Kommen. Hubert."

Der Telegramm war in Grimestone Hall, dem Bakerschen Landsitz, aufgegeben worden. Lambertz war dem Ruf gefolgt, ohne jegliche Rückfrage, weil es am nächsten Tag sowieso zu spät für jeden Freundschaftsdienst gewesen wäre, da sein Schiff in Marseille fällig war.

Ein livrierter kleiner Boy näherte sich ihm in rasendem Trab.

„Sie werden am Telephon gewünscht, Sir."

Lambertz trat in die kleine, heiße Telephonzelle.

„Hallo"! sagte er, „Hubert, alter Junge, was um Gottes willen ist denn geschehen?"

„Mr. Lambertz?" fragte eine völlig unbekannte Stimme, die anscheinend einem Portier gehörte.

Lambertz bejahte.

„Einen Augenblick bitte."

„Ich warte."

Er wartete zwei, drei, fünf Minuten. Niemand meldete sich. Er rief ein paarmal „Hallo" in die schwarze Gummimuschel hinein, ohne jedoch Antwort zu bekommen. Er gab ungeduldig mehrmals Rufzeichen schließlich rief eine Telephonistin: „Teilnehmer hat eingehängt".

Er hängte erstaunt ein. Nanu? War ihm denn das leichte Geräusch des Auflegens eines Hörers entgangen?

Er ließ sich mit der Auskunft verbinden und legte ihr den Sachverhalt klar. Nach einer Weile teilte man ihm höflich bedauernd mit, daß man die Nummer, die den Flugplatz Croydon angerufen hatte, weder feststellen könne noch dürfe.

Die nächste halbe Stunde verbrachte Lambertz in der Telephonzelle. Er rief Huberts Club an. — nein, Mr. Baker sei seit langer Zeit nicht dagewesen. Er ließ sich mit allen möglichen Hotels verbinden, von denen er sich entsinnen konnte, daß Hubert in ihnen gewohnt oder sie als billig und gut empfohlen hatte.

Vergeblich.

Schließlich ließ er sich eine Fernverbindung nach Grimestone Hall herstellen. Es dauerte eine ganze Weile, dann endlich: „Grimestone Hall meldet sich nicht."

Unmöglich!

Er alarmierte Auskunft und Störungsstelle. Die Antwort war die gleiche. Wütend, vor Ungeduld zitternd und an ein Mißverständnis glaubend, verließ er das Restaurant.

Als er in die Halle kam, rief gerade der Beamte den Start der Maschine nach Paris aus. Der dunkelhaarige Mann von vorhin stand auf und zahlte.

Lambertz hatte wieder irgendwie das Gefühl, daß dieser Mann etwas mit ihm zu tun hatte. Er verlangsamte unwillkürlich seine Schritte. In diesem Augenblick trat ein Mann auf den Fremden zu und sprach ihn an.

„Mr. O'Rorke", hörte er ihn sagen. Der Name war ihm unbekannt. Trotzdem drehte er sich um. Der mit O'Rorke angeredete dunkelhaarige Mann hatte unwillige Falten auf der Stirn, sein gutgeschnittenes Gesicht verzerrte sich zu einer bösen Grimasse, nahm aber, als er sich beobachtet fühlte, sofort wieder den gleichmütigen, überlegenen Ausdruck an.

Ein merkwürdiger Mensch, dachte Lambertz, aber schließlich was geht er mich an! Hätte er die leise geführte Unterhaltung der beiden gehört, hätte er eine ganz andere Ansicht gehabt. Denn Mr. O'Rorke sagte soeben zu dem mit ihm aus der Halle gehenden Mann: „Der Satan soll euch holen. Was hatte dieser Einbruch für einen Sinn? Sorgt nur dafür, daß Herr Lambertz sein Schiff nicht erreicht, sonst Gnade euch Gott." Mit diesen wenig erfreulichen Worten bestieg er die Maschine nach Paris, während Lambertz ahnungslos einen Wagen mietete um nach Grimestone Hall zu fahren.

Er versprach dem Chauffeur ein gutes Trinkgeld, wenn er so schnell wie möglich fahren würde. Ohne es sich selbst zugestehen zu wollen, war er aufgeregt.

Die Depesche allein schon beunruhigte ihn.

Als er Indien vor sechs Monaten verlassen hatte, war Hubert Baker bei der Polizei in Bombay stationiert gewesen, stand aber selber vor einem fälligen Europaurlaub, den er einen Monat nach Lambertz antreten sollte. Damals hatte Lambertz erwogen, ob er nicht seine eigene Reise aufschieben sollte, um mit dem Freund, von dem er so lange getrennt gewesen, zusammen zu fahren. Aber dringende Geschäfte machten es notwendig, daß er sich dann doch sofort nach Hamburg einschiffte.

Sie hatten verabredet, daß Lambertz ein paar Wochen seiner Ferien in England zubringen sollte, das hätte im Juni sein sollen. Im August, als er die heimatlichen Geschäfte soweit erledigt hatte um an seine eigene Erholung denken zu können, erkrankte seine Mutter und selbstverständlich blieb er bei ihr auch später, als ihr der Arzt eine Kur verschrieb, begleitete er sie anstatt selbstsüchtig an eigene Vergnügen zu denken, nach Baden-Baden. Als er Ende September nach Hamburg zurückkehrte, gab es bereits wieder soviel Arbeit, daß er an einen Besuch in England nicht mehr denken konnte. Der letzte Brief Huberts sagte ihm, daß er wahrscheinlich genau wie Lambertz im November nach Indien zurückkehren würde. Ob es Lambertz nicht möglich machen könnte, wenigstens übers Wochenende herüberzukommen, Grimestone Hall sei so schön wie selten und es gäbe eine Überraschung für ihn . . .

Daraufhin hatte Lambertz ihm geantwortet, es sei leider ganz und gar ausgeschlossen und ihm unter anderm mitgeteilt, daß er die „Naldera" in Marseille am 18. November nehmen werde. Hubert solle es doch so einrichten, daß sie die Fahrt gemeinsam machen würden. Der Brief mit diesem Vorschlag war ohne Antwort geblieben. Lambertz hatte nichts weiter gehört und war etwas erstaunt darüber gewesen — und dann war gestern abend plötzlich das Telegramm gekommen, das um seinen Besuch bat.

Was aber war in der Zwischenzeit geschehen?

Diese Frage bewegte ihn, während sie längst das laute London hinter sich gelassen hatten und auf schmalen guten Straßen durch den dicht strömenden Regen fuhren. Es regnete, wie es nur in England regnen kann. Ein gleichförmiger, unfreundlicher und entmutigender Regen, der an ein Aufhören nicht zu denken schien.

Immerhin, es war besser als Nebel.

Natürlich, es konnte viel geschehen sein. Zum Beispiel, daß man Hubert abberufen hatte, trotzdem . . .

Denk logisch, Martin, tadelte sich Lambertz . . . alle diese Gedankengänge sind jetzt nicht weiter interessant. Wichtig und merkwürdig bleibt nur eines. Wieso ist ein Telegramm von Grimestone Hall abgesandt worden, wenn Grimestone Hall selber nicht antwortet? Die Besitzung, die er nie gesehen, gehörte, wie Lambertz wußte, nicht Hubert, sondern der Schwester seiner verstorbenen Mutter, die gleichzeitig mit Huberts Vater bei einem Aufstand in Indien den Tod gefunden hatte. Damals waren Hubert und seine Schwester Lilian kleine Kinder gewesen und Tante Betsie hatte sich ihrer angenommen. Auf diese Weise war Grimestone Hall zur zweiten Heimat der elternlosen Geschwister geworden. Lambertz kannte Huberts „kleine Schwester" nur von einigen mehr oder minder gut gelungenen Photographien, aber er wußte, daß Hubert sie mit der Überraschung gemeint hatte, mit der er den Freund nach England locken wollte. Selbst wenn Hubert also nicht mehr auf dem Lande sein sollte, so mußten entweder seine Schwester oder Tante Betsie anwesend sein, und, gesetzt den Fall, sie wären bereits in die Stadtwohnung zurückgekehrt, so blieb ein so großes Haus wie Grimestone Hall, das er von Bildern her kannte, nicht ganz sich selbst überlassen, um so mehr als es doch eigentlich von Hubert, der von dort aus depeschiert hatte, bewohnt sein mußte . . .

Eine lange, von entlaubten Bäumen flankierte Einfahrt führte nach Grimestone Hall, dessen Türme durch den Nebel auftauchten. Als Lambertz den Wagen durch das schmiedeeiserne Tor fahren lassen wollte, wurde er plötzlich angehalten.

Ein kleiner alter Mann drehte mit betonter Liebenswürdigkeit das linke Revers seines Jacketts zurück und zeigte ihm die Polizeimarke.

„Ich bedaure, Sir."

Lambertz stieg aus. „Darf ich fragen, was dies alles zu bedeuten hat?"

„Wollen Sie mir bitte ein paar Fragen beantworten?"

Lambertz zog seinen Paß hervor, der aufmerksam studiert und dann zurückgegeben wurde. Dann brachte er das Telegramm zum Vorschein. „Ich glaube, das erklärt alles."

Der Beamte schob seine Pfeife gedankenversunken von einer Mundecke in die andere. „Ich muß dies behalten Mr. Lambertz, tut mir leid."

Lambertz zuckte die Schultern. „Wo ist bitte Mr. Hubert Baker?"

Der Beamte zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „In Indien".

„Ich verstehe nicht."

„Bis jetzt", fuhr der Beamte fort, dachten wir, daß es sich nur um einen weiter nicht aufregenden Einbruchsversuch handelt, aber diese Depesche macht die Sache komplizierter."

Lambertz blickte ihn fragend und erschrocken an.

„Man hat gestern nacht versucht, hier einzubrechen", erklärte der Beamte und blickte angelegentlich in die Luft hinein. Noch immer regnete es. „Das Haus war jedoch gut bewacht. Die Hunde gaben sofort Alarm und verscheuchten die Diebe."

„Und die Damen des Hauses?"

„Wie bitte?"

„Soweit ich unterrichtet bin, war Grimestone Hall von Mr. Bakers Tante und Schwester bewohnt."

„Sie sind vor drei Tagen abgereist".

Lambertz zündete sich eine Zigarette an. „Und wer hat das Telegramm an mich aufgegeben?"

„Ich wünschte, wir wüßten es schon".

Lambertz schalt sich selbst einen Idioten. „Ich fahre morgen von London aus nach Bombay zurück. Wahrscheinlich werde ich Mr. Baker also in nächster Zeit treffen . . ."

Der kleine freundliche Mann sagte mit überraschend scharfer Stimme: „Wir müssen Sie bitten, Mr. Baker über nichts von dem, was Sie gehört haben, zu unterrichten. Er wird es von uns selbst erfahren, sobald alles geklärt ist."

„Ich verstehe".

„Danke, Sir".

Lambertz drehte sich um und stieg in den Wagen. „Zurück nach London", sagte er kurz.

Die Geschichte gefiel ihm nicht.

*

Meilen von diesem Ort entfernt, klopfte es hart an die Türe eines Cambridger Studenten.

„Ein Telegramm, Sir. Ihr Vater liegt im Sterben. Sie müssen sofort abreisen".

Eine lange Weile saß Muhammed Ali auf der Kante seines Bettes. Sterben . . . Vater . . . dachte er in Bruchstücken. Ich muß Europa verlassen. Das heißt die Herrschaft antreten. Das heißt ein neues Leben beginnen, in dem die Schildchen, die über den Cambridger Badewannen hängen und zu sparsamem Gebrauch des warmen Wassers, größter Reinlichkeit und möglichster Geschwindigkeit auffordern, keinen Teil mehr haben. Leb wohl, Kricket und Fußball, lustiger ehrgeiziger Wettsport, lebt wohl hohe Säle europäischen Wissens. Sein Vater lag im Sterben und er hatte ihn seit den sechs Jahren seiner ausländischen Erziehung nicht mehr gesehen.

Dann stand er auf, hämmerte ein Klopfzeichen an die Stubenwand hinter seinem Bett und bat den eintretenden Kameraden, ihm packen zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Orgelspieler Gottes.

Von **Walter Schwerdtfeger.**

Vom 4. bis 6. Juni findet in Lübeck ein Erinnerungsfest anläßlich des 300. Geburtstags von Dietrich Buxtehude statt.

Abend-Musik in St. Marien. Aus den umliegenden Straßen strömen die Menschen durch das breite Portal, denn diese Konzerte, die seit dreißig Jahren etwa zwischen dem Martinstag und Weihnacht hier veranstaltet werden, sind durch Dietrich Buxtehudes Wirken weit über die Grenzen der Hansestadt Lübeck hinaus berühmt. Der Schimmer der Kerzen in den großen schmiedeeisernen Kronleuchtern liegt auf den weißgrauen Perücken und den weiten Taftröcken der Frauen, läßt das altersdunkle Holz des Gestühls und die Glasmalerei der Spitzbogenfenster aufleuchten und verliert sich im Dunkel der hochaufstrebenden Kreuzgewölbe.

Es beginnt die Kantate von der Wiederkunft Christi zum Gericht. Geigen tragen in die Stille der Erwartung das Thema D-Dur. „Gantz sanffte, als wenn sie von weiten wären", nehmen gedämpfte Trompeten es auf. Visionen vom tausendjährigen Gottesreich, das die Offenbarung verheißt, steigen in den gotischen Raum empor und versinken in dem mystischen Klangreichtum von Fagott und Orgel, darüber helle Knabenstimmen das Kirchenlied tragen.

In majestätischen Dreiklängen dröhnt aus den gewaltigen Holz- und Zinnpfeifen der Prinzipalstimmen der Weckruf an die Pforten des Todes: „Siehe! Der Herr kommt mit viel tausend Heiligen, Gericht zu halten . . ." Auf der Empore sitzt Dietrich Buxtehude am Spieltisch der Orgel. Vor seinen Augen, die seit siebzig Jahren nichts gesehen haben von der Welt als die altgoldene Dämmerung der Orgelnischen, verschwimmen die Tasten der Manuale. In diesen frühgotischen Backsteinkirchen des Nordens ist er aufgewachsen. In der Olai-Kirche zu Helsingör, wo der Vater, wie seit Geschlechterfolgen alle Buxtehudes, Organist war. Dann in seiner Geburtsstadt Helsingborg, auf der anderen Seite des Sunds, wo er als Zwanzigjähriger zum Organisten gewählt wurde. Seit 1688 ist er nun „wohlbestellter Organist und Werkmeister bei der St. Marienkirche" in Lübeck. Die apokalyptischen Reiter haben die Lande verheert: Pest, Hunger, Krieg und Tod. Die Mauern der Kirche erzittern, wenn Torstenssohns Bombarden ihre schweren Steinkugeln in die Stadt schleuderten. Feuerwerkssonnen erhellten die Nacht, wenn der Rat seine prachtvollen Feste feierte. Richtig ist alles. Wie die Gezeiten rauscht und verebbt der Lärm des großen Welttheaters unter der Orgelempore.

Mit aller Wucht dröhnen Orgel, Posaunen, Zinken, Trompeten, Chor und Contrabaß durch das Kirchenschiff. „Gericht zu halten!" Wer wird nach ihm „die edle Music" noch pflegen? Schon seit den neunziger Jahren wird der Ertrag der Abend-Musiken, „die beliebte Collecte", immer geringer. Von Hamburg dringt das geistliche Schauspiel ein mit Prospekten, Maschinen und Engeln, die an Drahtseilen schweben. Aber spielt er überhaupt noch für die Menschen dort unten? Diese Handelsherren, die voller Andacht die Augen schließen und insgeheim den Gewinn ihrer Getreideladungen überschlagen? Diese Frauen, die in den hohen Stühlen sitzen um ihre Hauben zu zeigen, ihre Spitzen und goldenen Ketten? Nicht für die Menschen, sondern für Gott! lautet der Wahlspruch der Buxtehudes. Das zarte, geheimnisvolle Arioso der Verheißung erklingt: „Siehe! Ich komme bald und mein Lohn mit mir." Die beiden gedämpften Trompeten, die das Orgelmotiv begleiten, verstummen mitten in den Schlußgängen. Mit dem langsam verhallenden Baß- und Grundton zerfließt das Tonbild im Dunkel wie eine Erscheinung.

Auf einer Bank im Seitenschiff sitzt Johann Sebastian Bach. Seine Hände ertasten herrliche Register auf dem Holz. Vier Wochen Urlaub hat der Kirchenrat in Arnstadt dem jungen Organisten gewährt, damit er den größten der deutschen Orgelspieler hören könne. Im Oktober 1705 ist er aufgebrochen, um zur Zeit der großen Abend-Musiken in St. Marien zu sein. Was für Träume hat er gesponnen auf der langen Spätherbst-Wanderung von Thüringen nach Lübeck! Hoffnungen, aus der Enge der kleinen Stadt herauszukommen, wo sich die Gemeinde über ihn beschwert, weil man bei seinen kunstvollen Choralabwandlungen die Melodie verliere.

Über den dunklen Stimmen des Chors wogen und klingen Geigen und Alt-Violen. Feierlich dröhnen gedämpfte Posaunen das Sela. Vorbei die Träume. Vor dem Holstentor mit seinen schweren, niedrigen Bogen, die von dem hochmütigen Bürgeradel der reichen Handelsstadt Kunde geben, vor der rot und schwarzen Glasurziegelfassade des Rathauses, den kunstvollen Staffelgiebeln der Patrizierhäuser, aus deren Gewirr die kupfergedeckten Türme von St. Marien gewaltig, ohne Maßwerkgeranke emporragen: da hat er begriffen, daß er hier nichts galt. Ein zwanzigjähriger Kleinstadt-Organist, ohne Empfehlungsschreiben, ohne Namen; denn wer kennt hier die Thüringer „Bache"? Doch selbst wenn es ihm gelingen würde, hier sein Können zu beweisen, wie vor zwei Jahren Händel, zu zeigen, daß er mehr verstehe, „als die Cymbal-Schellen anziehen". Es ist Brauch, daß der Nachfolger im Organistenamt eine Tochter des Vorgängers heiratet. Auch Buxtehude hatte das getan; „zwar es kam ihm sauer an" heißt es in dem Hochzeitskarmen. Aber seine Tochter Anna Margret ist bald siebzehn Jahre älter als Bach. Und dann" da ist in Gehren eine Base, mit der er zuweilen musiziert. Marie Barbara heißt sie. Und sie ist so jung, so bezaubernd jung. Nein. Niemals wird Johann Sebastian Bach auf der goldenen Orgelempore von St. Marien zu Lübeck sitzen.

Die ehrgeizigen Träume sind fort. Ein unbedeutender junger Organist sitzt im Seitenschiff, der seinen Urlaub weit überschritten hat und den seine Behörde maßregeln wird. Nur die Musik ist geblieben. Klar und stark, ohne die überwuchernde Vielstimmigkeit der damaligen Orgelwerke, voller Innerlichkeit und Tiefe. In unbeirrbar einfachen Rhythmen bewegen sich die empfindungsschweren Melodien, aus denen manchmal das volle Werk in triumphalem Glanze aufleuchtet. Aus dem Staub der Schöpfung hebt sich die Seele dann empor, und in den Klangmassen, die die gotischen Wölbungen durchbrausen, wird ihr das Anschauen des Unendlichen.

Hoch über dem Chor jubeln seraphisch die Violinen. „Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit!" Fanfaren schmettern in die Pausen. In den hohen Strebepfeilern des Schiffs verrauscht das Amen.

Die Brautwerbung.

Eine Dorfgeschichte von Oskar Döring.

Der Schuster Jakob Haslinger war achtundvierzig Jahre alt, als er sich entschloß, die zweite Frau zu nehmen. Er hatte sich, seit sein Weib vor neun Jahren gestorben und seine Tochter nach Amerika gefahren war, allein fortgeholfen; er besaß ein Haus und zwei Ziegen und war von der Art, daß er sich in allem ziemlich anzustellen wußte. Er kochte und fegte selber, er fütterte und molk die Ziegen und brachte sich leidlich über die Zeit hinweg.

Nun aber bekam es der Mann plötzlich satt, sich mit Arbeiten herumzuplagen, die am besten von einer Frau verrichtet werden, und da er im Nachbardorf ein Wesen wußte, von dem er in seiner Lage Erleichterung und auch Erhörung erwarten durfte, entschloß er sich kurz, band den Schurzfleck los, schlüpfte in den Festtagsrock und sperrte das Haus hinter sich ab.

Der Mann befand sich in einer feierlich-heiteren Stimmung, und als er an der Ecke seines Gärtchens vorüberkam, hing da eine voll aufgeblühte rote Bauernrose durch den Zaun, die dem Schuster dermaßen gefiel, daß er sie abpflückte und an den Rock ins Knopfloch steckte. „Sie wird sich freuen", dachte er bei sich, „wenn sie mich geschmückt und so festlich sieht . . ." Dann bog er in die nächste Gasse ein und hatte bald die letzten Häuser hinter sich.

Die Frau, auf die er seine Hoffnungen setzte, hieß Barbara Peutinger. Sie war Witwe, ohne Anhang und brachte sich außer von der Rente, die sie für ihren bei einem Bau verunglückten Mann bezog, auch von einer kleinen Näherei fort.

Der Schuster war über ihre Verhältnisse gut unterrichtet, er hatte schon mehrmals Hemden und Bettzeug an die Frau gegeben, und bei den dazu notwendigen Besuchen war sie ihm als treubesorgte, gutmütige und sparsame Hausfrau erschienen. Ihre Stube dünkte ihm immer aufgeräumt, jeder Stuhl darin hatte seinen blanken Sitz und festen Ort. Auf dem Tisch lag eine saubere Decke und bis hinauf zu den Bildern an der Wand war alles in bester Ordnung. Den Mann heimelte diese Häuslichkeit an, und so oft er Gelegenheit hatte, sich darin umzusehen, überkam ihn ein Verlangen nach den so glücklich schaltenden Händen. Er blieb darum auch stets länger, als dies unbedingt notwendig war, und wenn er nicht schon längst dazu gekommen war, der Frau seine Wünsche und Pläne zu offenbaren, so lag das daran, daß der Mann eigentlich mehr den guten Geist der Stube und sein Walten und Wirken, nicht so sehr aber die Frau selber begehrte. Denn die Näherin war nichts weniger als anziehend, sie war unförmig dick, ein rechter Sack und Speck, der überall den Platz von zwei anderen brauchte, bis er sich wohlfühlen konnte.

War aber der Schuster wieder daheim und überdachte, wie gut er es durch die Hilfe der Frau haben könnte, und wenn er gar in seine späteren Jahre hineinsann, wie das mit ihm erst würde, wenn er einmal am Stecken gehen und den ganzen Tag die Kappe auf dem haarlosen Kopf haben mußte: dann erschien ihm das Übel, das er mit in Kauf nehmen mußte, nicht gar so groß, und er schalt sich und machte sich Vorwürfe, weil er nicht schon längst zugegriffen hatte.

Dieses Bild, das dem wirklichen etwa in der Weise zu vergleichen ist, daß man alles durch ein umgedrehtes Fernrohr betrachtet, hatte der Mann auf seinem ganzen Wege vor sich. Er hielt es auch mit allen Sinnen fest, sah nicht rechts und nicht links, und der einzige Gegenstand, der ihn bisweilen ablenkte, war die große, rote Blume an seinem Rock. Sie rückte von Zeit zu Zeit ein wenig heraus und baumelte, aber der Schuster merkte es jedesmal sofort und zog den Stengel zurück. Er wollte die Rose auf keinen Fall verlieren.

Es kam auch alles, wie gedacht, und das Schicksal bereitete dem Mann einen nicht unwesentlichen Vorteil; denn die Näherin war seit einiger Zeit ohne Arbeit, sie kam sich einsam und von aller Welt verlassen vor und empfand eine lähmende Langeweile in ihrem Leben.

Die Frau begrüßte darum den Schuster überaus herzlich, doch ließ sie bald eine gewisse Enttäuschung heraushören, weil sie an dem Mann das erwünschte Stoffbündel vermißte. Ihr Erstaunen aber wuchs nun mit jedem Wort, das der Schuster sprach. „Ach Gott!" warf sie ein paarmal ein, „ich erschrecke ja beinahe! Nein, so etwas . . ." Und so sagte sie dann auch am Schluß wieder, fuhr sich etliche Male über die Stirn und wog dabei den Kopf nach beiden Seiten. Dann stand sie rasch auf, als wollte sie weglaufen und kam sogleich wieder zurück, und da sie sich plötzlich dem Schuster zuwandte, zog er schnell die Rose aus dem Knopfloch, und dem Manne standen in diesem Augenblick beinahe die Tränen in den Augen.

„Nimm sie!" bat er innig, und die Frau dankte ebenso bewegt, betrachtete die Blume lange und entzückte sich an ihr. „Sieh", sprach sie dabei, „wie sie leuchtet — sie ist wunderbar!" Und sich umsehend, sagte sie noch: „Schade um die prächtige Rose! Man sollte sie aufheben und in ihrer Schönheit erhalten können . . ."

„Einen Tag wird sie sich im Wasser wohl halten", meinte der Schuster. Doch ihr war das zu wenig, und darum ereiferte sie sich: „Nein, nicht so . . . Immer, immer . . . ewig sollte man sie haben . . . als Andenken, verstehst du?"

Und da fiel ihr plötzlich etwas ein. Sie eilte in das andere Zimmer und kam mit einem großen Buch zurück. Das schlug sie auf dem Tisch auf, und da zeigte sich, daß zwischen den Seiten allerlei gepreßte Blätter von wohlriechenden Gewächsen und hauchdünn gedrückte Blüten von verschiedenerlei Pflanzen lagen.

Und mitten zwischen zwei leere Seiten drückte die Frau nun die große Pfingstrose, und ehe der Mann etwas einwenden konnte, schlug sie den Deckel zu, legte das Buch auf die Bank und ließ sich mit der vollen Wucht ihres ganzen Körpers darauf fallen . . .

Da griff der Mann nach seinem Hut, stürzte hinaus und lief wie gehetzt davon . . .



Lustige Ecke



Ganz wie Papa.

„Ich glaube, ihr habt während der ganzen Reise nicht ein einziges mal an euren einsamen Vater zu Hause gedacht!"

„O doch, Papa . . .! Jedesmal, wenn in einem Hotel ein Gast bei Tisch über das Essen schimpfte, sagte Mama: Genau wie Papa!"

*

Die verkannte Feder.



„Wenn dieser Kerl hinter mir nicht bald damit aufhört, mich im Genick zu kitzeln, werde ich mich bei der Direktion beschweren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.